CONCILIUM aktuell

Dorothee Sölle

Gespräch mit

Jean-Bertrand Aristide¹

Sölle: Die Geschichte der Befreiungsbewegungen in Lateinamerika ist eine Geschichte von Blut und Tränen. Ich denke an Chile und die Ermordung Allendes 1973, an die Aushöhlung und Zerstörung der sandinistischen Revolution in Nicaragua, ich habe Angst, daß die Tage Kubas gezählt sind. Was ist anders in Haiti?

Aristide: Unser Bewußtsein hat tiefe Wurzeln. Der Aufstand von Toussaint L'Ouverture (1804) hat einer versklavten schwarzen Nation Unabhängigkeit erkämpft. Als sie verloren ging, hieß es: «Ihr habt den Baum der Freiheit gefällt.» Aber das Entscheidende war: Die Wurzeln blieben! Es war nicht möglich, sie auszureißen... Wir haben jetzt zwei Jahre friedlichen Widerstands hinter uns. Unser Bewußtsein ist weitverbreitet und stark. Die Gegner dachten, nach ein paar Monaten sei alles vergessen, und sie könnten weitermachen wie vor den ersten freien Wahlen in Haiti. Sie haben sich getäuscht.

Chile und Kuba sind darin anders, daß sie keine Diaspora im Ausland haben. Von uns Haitianern leben allein 1,5 Millionen im Ausland, allein in New York 100.000 Menschen. Sie haben uns geholfen. Sie haben das System, in dem 7000 Militärs 40 Prozent des nationalen Budgets beanspruchen, ebenfalls satt!

Nicaragua hat seinen Sieg von 1979 mit Waffen erkämpft, wir durch eine demokratische Wahl, die von niemandem angefochten wurde. Zum ersten Mal in der Geschichte unseres Landes sind die Militärs mit einem Staatsstreich gescheitert. Sie konnten einen Putsch anzetteln, aber sie konnten die wirtschaftliche Situation nicht stabilisieren.

Sölle: Aber wird sich die Oberklasse zufriedengeben, wenn Sie ein Schul- und Gesundheitswesen für

die Armen aufbauen? Zur Zeit geht nur eins von drei Kindern zur Schule!

Aristide: Diejenigen, die mich ablehnten, brauchen mich heute. Die Waffen der Militärs können keinen Frieden herstellen. Niemand fühlt sich sicher, die Geschäfte gehen nicht voran. In den ersten sieben Monaten der Demokratie war das anders, weil es eine politische Stabilität gab. Seit dem Putsch ist die Stabilität zerstört. Das Militär bekam Geld, um die Repression durchzuführen, sie verlangen immer mehr Geld, leisten aber nicht das, was die Geschäftswelt erwartet. Heute sind wir, durch den Coup der Militärs, zum zweitgrößten Umschlagplatz für Drogen geworden.

Sölle: Ist es nicht trotzdem so, daß die Reichen Angst vor Ihnen haben?

Aristide: Sie hatten Angst, aber jetzt sehen sie ein, daß sie keine andere Wahl haben. Das Militär ist nicht in der Lage, die Gesellschaft in Gang zu halten.

Sölle: Eine andere Frage: Seit dem Beginn der 90er Jahre gibt es in Europa einen neuen Schub von Zynismus, absolutem Individualismus, Hoffnungslosigkeit. In Holland fand vor kurzem ein Gespräch mit ehemaligen Freunden Nicaraguas statt. Sie waren übereinstimmend der Meinung, daß es falsch war, die Sandinisten blauäugig und realitätsblind zu unterstützen. Sie vermittelten mir den Eindruck von «nie wieder Solidarität» und, wenn überhaupt jemals Hilfsbereitschaft, dann nur auf individueller Basis. Vor diesem utopiefeindlichen, individualistischen Hintergrund möchte ich Sie fragen, was ihre Hoffnung lebendig hält.

Aristide: Es ist unser Glaube. Nicht ein rationaler Glaube, sondern ein experimenteller. Wir glauben an Menschen, Männer und Frauen, an das Leben, an Gott. Wie ich in meiner Rede (zum Aachener Friedenspreis 1993) sagte: «Wir leben das Leben; unser größter Wunsch ist es, das Leben lebenswert zu machen.» Wir leben den Glauben eines prophetischen Volkes, getrieben von dem Willen, an der Demokratie teilzuhaben und teilhaben zu lassen. Welches auch immer der Preis sei.

Das ist unsere Erfahrung; wir ziehen es vor, gemeinsam zugrunde zu gehen als allein Erfolg zu haben. Es ist so ähnlich wie in einer Ehe: Zwei Menschen heiraten und arbeiten zusammen, sorgen und freuen sich zusammen. Ein ähnliches soziales Miteinander leben wir, die Gegenseitigkeit ist untrennbar. Da gibt es das Elend, also bekämpfen wir es gemeinsam. Da herrscht die Gewalt, also

bekämpfen wir sie zusammen. Unsere Spiritualität ist die Quelle unserer Hoffnung, und die Theologie der Befreiung gibt uns diese spirituelle Kraft.

Sölle: In Ihrer Rede zum Aachener Friedenspreis sagten Sie zwei Dinge, die ich nicht ganz zusammenbekommen habe. Einerseits sagten Sie, die Armut hat keine Religion. Andererseits erwähnten Sie als die einzige wirkliche Gefahr die, daß wir aufhören, Glauben zu haben, Hoffnung zu haben. Ich möchte gern wissen, wie Ihre Hoffnung mit Ihrem christlichen Glauben zusammenhängt.

Aristide: Als ich aus Israel zurückkam, fing ich als Priester in einem Elendsviertel an, die Messe zu feiern. Ich hatte im Evangelium gelesen, daß wir den Geist nähren, wenn wir den Körper nähren. Beides zusammen.

Als ich dann anfing, das Elend zu bekämpfen, war die Kirche plötzlich voller Menschen der verschiedensten Anschauungen. Katholiken, Protestanten, Voodoo-Anhänger und solche ohne Religion. Wir gehörten zusammen, wir hatten einen gemeinsamen Teufel. In diesem Sinn meine ich: Das Elend hat keine Religion, keine Konfession, genausowenig wie die Ungerechtigkeit eine Religion hat.

Sölle: Aber sind das nicht zwei verschiedene Formen von Religion, über die wir da reden? Eine formale Zugehörigkeit zu einer Kirche, das, was Sie eben die «rationale Religion» genannt haben, und eine ganz andere, erfahrungsbezogene Beziehung zum Leben?

Aristide: Die Wurzeln für dieses Glauben und Hoffen liegen in der Erfahrung. Ich begegne meinem Gott - durch Dich. Du bist Gott für mich, gerade das ist es, was Religion gefährlich für die Mächtigen macht. Ich habe Gott in meinem Volk von Haiti gehört, das Volk lehrt mich. Es ist wie eine große Universität!

Sölle: Können wir diese Religion auch die mystische nennen?

Aristide: Gewiß. Die zwei Jahre des Widerstands in meinem Volk verstehe ich so, aus der Erfahrung dieses Gottes heraus. Die Menschen unter der Repression, die Ermordeten, die Gefolterten, die Vergewaltigten, die Exilierten... sie haben mich mit meinem Glauben und meinem Hoffen genährt und getragen.

Wir alle sind Bosnier, Birmanen, Kambodschaner, Haitianer... wie soll ich alle nennen? Das haitianische Volk fährt fort zu sprechen, trotz des Knebels, der es zu ersticken droht. «Der Mensch ist frei geboren und überall ist er in Eisen gelegt», sagte vor zweihundert Jahren Jean-Jacques Rousseau. Die Ketten der Sklaverei müssen jetzt zerrissen werden. Durch die Sklaven selbst, durch alle und jeden.

¹ Das Gespräch wurde am 2. September 1993 geführt.

«CONCILIUM aktuell» wird redaktionell von Norbert Greinacher und Bas van Iersel verantwortet. Es gibt nicht unbedingt die Meinung des Direktionskomitees von CONCILIUM wieder.